

(Nachdruck verboten.)

12)

Frau Pilatus.

Von Oscar Madsen.

Autorisierte Uebersetzung von Ida Andersen.

Einer so hoffnungslosen Begriffsverwirrung stand Winther sprachlos gegenüber.

„Der Mann muß ja abnorm sein,“ dachte er bei sich. Unterjuchungsrichter Krog war noch nicht fertig. Er sah und blätterte in seinen Papieren und rief:

„Warten Sie sich.“

„Dann blühte er wieder auf.“

„Zum Schluß will ich Ihnen folgendes sagen: Die Vernehmung Ihrer Frau . . .“

„Sie haben sie wirklich vernommen?“ rief Winther entsetzt.

„Ja, natürlich,“ fertigte Krog ihn barsch ab. „Würde das Gericht solche Altweweiber-Rücksichten nehmen, wie Sie denken, dann kämen wir nie einer Sache auf den Grund.“

„Es scheint mir . . .“ begann Winther.

„Ja, sparen Sie sich nur Ihre Reformen; ich werde schon selbst die Verantwortung für meine Handlungen tragen. Also: Die Vernehmung Ihrer Frau hat eine nicht geringe Unkorrektheit in Ihren Aussagen ergeben. Sie haben mir gegenüber behauptet, daß Möller nur Ihr Kollege wäre. Es ist nun dokumentiert, daß er Ihr intimer Freund war. Was sagen Sie dazu?“

„Wir haben nur kollegialisch verkehrt,“ sagte Winther erstaunt.

„Keine Spitzfindigkeiten!“ rief der Assessor streng. „Das können wir heute nicht brauchen! Und ich kann Ihnen anvertrauen, daß ich ernstlich daran gedacht habe, Sie dieser falschen Aussage wegen richtig festzunehmen! Nur aus Gnade und Barmherzigkeit lasse ich Sie laufen, zumeist Ihrer Familie wegen. Denn was Sie auch denken: ich bin gleichwohl ein humaner Mann! So jetzt können Sie gehen!“

Diesmal sparte Winther seine Verbeugung.

Lassen führte ihn hinaus.

„Der ist mehr als abnorm! Der ist ja kreuzverrückt!“ rief Winther, als die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte. Lassen bedeutete ihm Schweigen.

„So etwas dürfen Sie denken, Herr Winther, aber nicht laut sagen.“

XVI.

Noch gab es eine Reihe Formalitäten zu beobachten. Die Entlassung mußte erst protokolliert werden und das kostete Zeit. Dann wurde Winther in seine Zelle geführt, um seine Effekten zu holen.

Hier empfing ihn freudestrahlend Schwannenmoos.

„Das macht mir wirklich viel Freude!“ rief er. „Ja, ich dachte mir's schon, trotzdem ich der Sicherheit halber die zwei Mark für Sie holte! Sie liegen da auf dem Brett!“

Sie waren allein in der Zelle und Winther nahm die Geldstücke und reichte sie seinem Wärter.

Schwannenmoos protestierte bestimmt.

„Nein, das wollte ich nicht. Ich habe gar keine Erlaubnis, Geld anzunehmen.“

„Unsinn! Natürlich sollen Sie das kleine Trinkgeld haben.“

Es gelang Winther nicht, die zwei Mark dem Schließer in die Tasche zu stecken, und wenn er später an diese kleine Episode zurückdachte, so mußte er erröten, daß er jemals hatte in Zweifel sein können, ob sein Gefangenwärter aus Berechnung oder Teilnahme die zwei Mark „für alle Fälle“ geholt hatte.

Wald darauf schloß sich das große schwere Thor auf Königs Neumarkt hinter ihm.

Als freier Mann stand Winther wieder im Freien und atmete die kühle, erquickende Abendluft. Schnell rief er eine Droschke heran. In raschem Trabe fuhr sie ihn durch die Stadt.

Hier und da kam ein Bekannter, der still stand, grüßte und Winther lange und verwundert nachblickte, der freudestrahlend wieder grüßte. Es war die Lust, das Licht, das Treiben der Menschen, das er wieder grüßte, während er noch die schwere Gefängnisluft in seinen Lungen und Nasenflügeln

und den unbeschreiblichen Gefängnisduft in seinen Kleidern hängen hatte.

Die Droschke bog um eine Ecke und rollte über den großen, freien Platz, an dem Winther wohnte.

Der Bankbeamte sah zu seinen Fenstern hinauf. Da stand niemand. Um so besser. Er rieb sich vergnügt die Hände. Nun würde er richtig seine kleine Frau überraschen. In langen Säen sprang er die Treppen hinauf.

Er hatte erwartet, die Thüre offen zu finden, er glaubte, Louise würde bei dem wohlbekannten Laut seiner Schritte herausgestürzt kommen.

Aber alles war still.

Und ein wenig enttäuscht schloß er selbst auf.

„Gratuliere, lieber Freund, und Gott sei Dank, daß Du gekommen bist.“

Es war sein Hausarzt Dr. Feddersen, der ihm im Entree empfing und ihm kräftig die Hand drückte.

„Ja, ich erwartete Dich heute abend, deshalb blieb ich so lange hier.“

Winther fühlte, wie ihm der Atem stockte.

„Hier ist doch nichts Ernsthaftes passiert?“ rief er, indem er die Thüre zur Wohnstube aufriß.

Der Arzt packte ihn beim Arm.

„Nein, still Du! So darfst Du nicht hereingestürzt kommen. Am besten, ich gehe voraus und bereite vor.“

„Ist Louise krank?“

Winther wurde sehr bleich. Alle seine unheimlichen Ahnungen, die die Freiheitsfreude für ein flüchtiges Weilchen zurückgedrängt hatte, standen nun wieder lebhaftig vor ihm.

Dr. Feddersen nahm seine Hand.

„Ja, leider, lieber Winther. Trag's so ruhig, wie Du nur kannst. Deine Frau ist — schlimmer als krank.“

„Tot?“ fragte Winther und sank taumelnd gegen die Wand.

Der Arzt schüttelte den Kopf.

„Also eine Frühgeburt?“ fuhr es Winther heraus.

„Auch das nicht.“

Sie gingen Arm in Arm in die Wohnstube und Feddersen zwang seinen Freund auf das Sofa.

„Deine Frau ist sehr krank. Eine Gehirnerschütterung, weißt Du. Nervös und hysterisch war sie schon vorher. Hochschwanger obendrein. Nun kam das Verhör.“

„Ach, der Unmensch! Ach, der Unmensch!“ rief Winther und biß die Zähne vor Wut zusammen.

„Nenne ihn ruhig einen Barbaren. Barbar ist der einzige Ausdruck. Sie wurde von dort nach Hause gefahren und mußte sofort zu Bett gebracht werden, während man gleichzeitig nach mir schickte. Nach einer Stunde war ich hier. Sie hatte starkes Fieber, redete irre. Erst nach und nach wurde es mir klar, daß das Hirn selbst von dem gewaltigen Nervenschock angegriffen worden war. Es ist eine Krankenpflegerin bei ihr. Wir haben die ganze Nacht gewacht. Eine glückliche Entbindung kann vielleicht noch ihren Verstand retten. Ich hoffe das Beste, darf aber nichts versprechen . . . Es ist akuter Verfolgungswahnsinn.“

Winther war schluchzend im Sofa zusammengesunken. Nun fuhr er auf.

„Ich will sie sehen. Du darfst mich nicht zurückhalten!“

„Gewiß sollst Du sie sehen. Das kann nur von Nutzen sein. Aber rede nicht zu viel. Und widersprich ihr nicht. Gehe auf all' ihre Vorstellungen, selbst die verkehrtesten, ein. Und vor allem: verlasse Dich auf mich und befolge meine Rat schläge pünktlich.“

Winther stand in seinem Schlafzimmer und beugte sich über das Bett.

„Luiße! Luiße! Kennst Du mich nicht? Kennst Du Deinen Mann nicht?“

Ja, freilich kannte sie ihn.

Ihre Wangen waren fieberrot, und die Augen, mit denen sie ihm entgegenstarrte, waren fremd und wild und mit unnatürlich großen Pupillen.

Aber ihre Arme schlang sie sofort um seinen Hals, und lange barg sie ihr Gesicht an seiner Brust, während sie schluchzend hervorstieß:

„Heinrich! Heinrich! Ach, mein teurer Schatz! Gehe ich Dich wieder! Ach, bleibe bei mir! Bleibe bei mir! Ich habe

solche Angst . . . Die garstigen Männer sind hinter mir. Sie haben mir gedroht, daß sie morgen kommen und uns beide holen. Aber ich habe nichts gethan, wir haben nichts gethan! Ich will zur Polizei gehen, Du sollst mit dem Polizeidirektor sprechen. Ich will an die Zeitungen schreiben, es ist böse, es ist Sünde, wie sie an mir handeln . . . und an Dir, Du Armer! Ach, Heinrich, wie ich gelitten habe und wie glücklich ich bin, Dich wiederzusehen! Aber Du mußt gleich gehen, sofort! Hörst Du! Du mußt zum Polizeidirektor gehen. Sie dürfen mich nicht in das schwarze Loch ziehen, aus dem Du herkommst . . . Hörst Du, gehe gleich! Morgen ist es zu spät."

Der Arzt stieß Winther an, mit Thränen in den Augen beugte der sich über seine Frau und küßte sie.

"Ja, ja, Luise, ich gehe gleich — sofort."
 "Danke, danke! Das ist ausgezeichnet!" Sie brach in kramphaftes Lachen aus. "Du kannst glauben, Heinrich, wir beide werden uns rächen — nicht wahr?"

"Ja, wir werden uns rächen," versprach Winther, die Säuste ballend.

Der Arzt zog ihn aus dem Zimmer.
 "Am besten, wir thun, als ob Du gegangen bist," flüsterte er. "Nun versuche ich es mit einer Dosis Morphium, sie muß heute nacht Ruhe haben. Alle Folgen nehme ich auf mich."

"Thue, was Du willst," sagte Heinrich Winther tonlos. Der Arzt ging wieder ins Schlafzimmer.

Winther trat zum Fenster und blickte hinaus, sah die ersten bleichen Sterne am dunkelnden Himmel hervortreten. Er wußte nicht, wie lange Zeit vergangen war, als der Arzt wieder aus dem Schlafzimmer kam und zu ihm trat.

"Jetzt schläfst sie," sagte er und legte beruhigend die Hand auf die Schulter des Freundes.

"Thut ihr das gut?" fragte Winther eifrig.

Der Arzt zuckte die Achseln:
 "Du bist ein Mann. Ich will Dich nicht narren. Dir nichts einreden. Der Körper war so erschöpft, bedurfte so sehr der Ruhe nach drei schlaflosen Nächten, daß das Morphium fast augenblicklich wirkte. Einen bestimmten Schluß kann ich noch nicht ziehen. Hoffen wir das Beste."

(Schluß folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grottelwig.

Seine Naturerscheinung regt so stummer Andacht an, wie der Sternenhimmel, wenn in klarer Binnernacht die funkelnden Weltkörper, die schimmernde Milchstraße mit ihrem Chaos von Welten und der einsame Mond ihr Licht über ungezählte Meilen des Raumes hinweg auf unseren Planeten senden. Wer hätte da nicht die ernstesten Fragen an diesen Sternenhimmel zu stellen, Fragen, die das Innerste der Menschheit seit Anfang an erfüllen. Was bedeutet dieses unbegreifliche grandiose Gebäude von Welten, das nach allen Dimensionen sich in die Unendlichkeit verliert? Was bewegt diese gewaltigen Körper seit unvorstellbaren Zeiten? Was ist der ganze Himmelsraum, in dem unsere Erde nur ein winziges Stäubchen vorstellt? Warum, wozu dieses gigantische Schauspiel? Und wenn der Geist keine Antwort findet auf diese Fragen, so ist er wenigstens geschäftig, mit echt menschlicher Phantasie diese große und unendliche Himmelswelt zu bevölkern — mit Lebewesen, womöglich nach menschlichem Bilde. Die Wissenschaft kommt ihm immerhin entgegen, wenigstens die populäre. Die Möglichkeit, daß organische Wesen, wenn auch ganz anderer Konstitution, auf gewissen Sternen existieren, ist ja nicht von der Hand zu weisen. Und nun richtet sich naturgemäß das Interesse auf die Himmelskörper, die unserer Beobachtung am leichtesten zugänglich sind, den Mond und den Planeten Mars.

Der Mars hat durch die eigenartigen Erscheinungen, die er auf seiner Oberfläche darbietet, am meisten Anlaß dazu gegeben, daß man ihn als die Wohnstätte organischer Wesen betrachtet. Allein ebensowenig wie die Möglichkeit gelengnet werden kann, ebensowenig sind doch sichere Beweise dafür vorhanden. Die berühmten periodischen Verdoppelungen der Kanäle müssen doch als eine Sinnestäuschung betrachtet werden, die sich durch die Bauart des Teleskops ergibt. Allein auch wenn wir auf dem Mars und dem Mond noch nicht die Existenz von Lebewesen nachweisen können, trotzdem geben uns die Erscheinungen, die wir hier beobachten, das Bild einer neuen Welt, auf der ganz andre Geseze herrschen als auf der Erde, und auf der deshalb Wesen, wenn es solche gäbe, ganz anders geartet sein müßten, als jeder irdische Organismus. Ueber Zustände auf dem Mars kommt E. Rogawski zu sprechen bei Gelegenheit einer Berechnung der Temperatur der Atmosphären der Planeten und der Sonne („Astrophysical Journal“). In der Atmosphäre sind die schwereren Gase in der Tiefe, die leichteren in der Höhe. In den oberen Regionen werden manche leichte Gase sich wahrscheinlich ganz der Anziehungskraft der Erde entziehen und werden in den Himmelsraum übergehen.

Das mag z. B. mit dem Wasserstoff der Fall sein, der in unserer Atmosphäre nicht vorhanden ist, wenn er nicht vielleicht ganz in der Höhe derselben noch aufzufinden ist, da er wegen seiner dort herrschenden starken Kälte sich soweit verdichtet, daß er von der Erde noch festgehalten werden kann. Aus der Zusammensetzung der Atmosphäre läßt sich nun ein Schluß ziehen auf die Temperaturen, die in jener herrschen. Denn aus der Größe der Anziehungskraft, der ein Gas in einer bestimmten Höhe der Luftkugel ausgeübt ist, läßt sich die Temperatur für diese Höhe berechnen. Rogawski hat so gefunden, daß an der Oberfläche des Mars eine Temperatur von -55 Grad herrscht, während die der Erde in gleicher Höhe +15 Grad beträgt. Das sind freilich nur Durchschnittszahlen, an den Polen ist die Temperatur niedriger und in der Mitte höher, immerhin herrscht auf dem Mars eine viel niedrigere Temperatur als auf der Erde. Wasserdampf könnte in der Atmosphäre des Mars in geringer Menge vorhanden sein. Doch können die weißen Polarflecken, die man an dem Planeten bemerkt, nicht auf eine Landschaft mit Wasserschnee hindeuten. Sie könnten aber aus einer Anhäufung von gefrorenem Kohlenäure bestehen. Denn diese ist schwer genug, um von dem Mars festgehalten zu werden, der ja viel kleiner ist als die Erde und darum auch ein viel geringere Anziehungskraft besitzt. Man hat mitunter einen weißen Schimmer über den Scheibenrand des Mars hervorstechen gesehen. Das können keine Wolken von Kohlenäure sein, da diese zu schwer ist, um in der Höhe Wolken zu bilden. Rogawski nimmt an, daß es Cirruswolken von Eiskristallen sind, da ja einiger Wasserdampf in der Atmosphäre des Mars festgehalten werden kann.

Der Mond, der nun erst recht eine geringere Anziehungskraft besitzt, hat alle Gase verloren, die ein Molekulargewicht von unter 19 Grad besitzen. Er hat deshalb überhaupt keine sichtbare Atmosphäre, vor allem fehlt ihm der Wasserdampf und infolge davon auch das Wasser. Trotzdem hat man Grund, anzunehmen, daß die Atmosphäre vor noch nicht allzu langer Zeit verschwunden ist. So lange der Mond an der Oberfläche noch warm war, so lange bildete sich durch Verdampfung noch immer wieder eine Luftkugel, mochten die Gase auch bald wieder in den Himmelsraum entweichen. Daß diese Abkühlung vor noch nicht langer geologischer Zeit stattgefunden hat, darauf weist die Gestalt der Mondoberfläche hin. Ueber die Bildung derselben haben die Herausgeber des großen Mondatlases Loewy und P. Buisson bei Gelegenheit des Erscheinens einiger neuer Karten interessante Bemerkungen gemacht. Während auf der Erde nämlich Faltengebirge vorherrschen, machen die Gebirge des Mondes den Eindruck von Streckungen und Zerreichungen der Rinde von einem Pol zum andern. Die Entstehung der Gebirge war auf der Erde eben eine ganz andre als auf ihrem Trabanten. Auf der Erde pflanzte sich die Abkühlung ganz allmählich in das Innere weiter, die obere Erdkruste wurde zu groß für den kühler und infolgedessen kleiner werdenden Kern. So mußte sie sich in Falten zusammenlegen und es entstanden Stauchungen, Pressungen — Faltengebirge. Auf dem Monde dagegen erfolgte die Abkühlung in sehr starkem Grade von außen her. Die Atmosphäre verschwand, welche die Wärme über der Oberfläche zurückgehalten hatte und die Kälte des Weltensraums wirkte auf die Rinde ein. Diese wurde also nicht zu groß, sondern zu klein für den Kern, und das äußerte sich in einer Streckung und Zerrung. Nun kühlte sich außerdem, als die Atmosphäre verloren ging, die Mitte des Mondes mehr ab als die Pole, die, an und für sich kalt, nicht so viel Wärme abzugeben hatten wie die Äquatorgegenden. Das machte sich dadurch bemerkbar, daß die Mitte des Mondes die Kugelfrömmung, die sie besaß, mehr und mehr verlor und eine Einsenkung erfuhr. Das ist wahrscheinlich geschehen zu einer Zeit, als noch Wasser oder andre flüssige Massen auf dem Monde vorhanden waren. Diese Massen flossen, da sich die mittlere Zone der Kugel einsenkte, von den Polargegenden nach dem Äquator zu, auch senkten sich die Gebirge nach dieser Richtung hin. Nun giebt es aber außerdem viele große Stromthäler oder Thal-senkungen, welche beiderseits von den Polen nach dem Äquator hin verlaufen. Daß man diese Einwirkung einer schnellen äußeren Abkühlung noch so gut in der Oberflächengestalt des Mondes wahrnimmt, deutet darauf hin, daß in einer geologisch noch nicht so sehr fernliegenden Zeit unser Nachbargestirn noch eine dichte Atmosphäre besaß.

Wir dürfen uns die Luftkugel, welche die Erde und andre Sterne umgibt, jedenfalls nicht als eine abgeschlossene Gasfläche vorstellen. Vielmehr gehen die Bestandteile der Atmosphäre ganz allmählich in den Weltensraum über. Wie die Erde durch das Niederfallen von Meteoriten Zuwachs an Material erfährt, so verliert sie solches auch kontinuierlich, indem immer leichtere Gase die Anziehungskraft unfres Planeten überwinden und in den Weltensraum hinausfliegen. Man wird sich diesen daher auch nicht ganz vorstellen dürfen, ganz abgesehen davon, daß er mit dem unsichtbaren, überhaupt nicht wahrnehmbaren Äther erfüllt sein mag. Außer den Gasen durchziehen aber auch unzählige Meteorsteine den Himmelsraum. Hat man doch berechnet, daß davon 1000 Millionen jeden Tag in den Lichtkreis unserer Erde gelangen, so daß sie hier als leuchtende Geschosse dem mit dem Teleskop bewaffneten Auge sichtbar werden. So mag der ganze Himmelsraum von unzähligen Meteoriten durchschwärmt werden. Mehr noch als ganze Steine mögen es die Trümmer von solchen sein, unendliche Staubmassen, die den Himmelsraum erfüllen. Solche kosmischen Staubmassen sind es vielleicht, die als Nebel in Sternbildern bekannt sind, und die jetzt auch bei dem Ausleuchten des neuen Sterns im Perseus viel von sich reden gemacht haben.

Das Anleuchten eines neuen Sterns im Sternbild des Perseus

im vorigen Jahre hatte zu sehr vielen Vermutungen über das Aufleuchten neuer Welten Veranlassung gegeben. Der neue Himmelskörper fand um so mehr Beachtung, als er Ende Februar dieses Jahres zu einem Stern erster Größe geworden war. Nun sind die Vorstellungen, die man an die „Revolution“ auf diesem Stern knüpfte, etwas unsicherer Natur. Es ist ja möglich, daß wir hier einen Himmelskörper vor uns hätten, der aus dem nebelartigen in den glühenden Zustand übergegangen ist und daher plötzlich bemerkbar wurde, während er vorher an seiner Oberfläche bereits erkaltet und fest gewesen und nun einen furchtbaren Ausbruch des glühenden Sternes erfahren habe. Die leuchtenden Nebelmassen, die man in der Umgebung des neuen Sterns bemerkte, würden alsdann die Gasmassen sein, die bei dem Ausbruch in den Weltraum hinausgeschleudert wurden. Nun hat man aber große Veränderungen und Bewegungen in den Nebelmassen wahrgenommen, die so gewaltige Geschwindigkeiten der Gasteilchen voraussetzen würden, wie sie diesen unmöglich eigen sein könnten. Nach einer anderen Meinung wird ein vorher unsichtbarer Stern dadurch sichtbar, daß er in kosmische Staubmassen eintritt und durch die Reibung an ihnen glühend wird, ähnlich wie der Meteorstein in der Luft. In diesem Falle würde also der Stern keine so große innerliche Veränderung durchgemacht haben. Doch stimmt mit dieser Ansicht die merkwürdige Bewegung der Nebelmassen nicht überein, die von verschiedenen Seiten mehrfach aufleuchteten und dabei doch eine Himmelsstrecke einnahmen, die zeitweilig den achten Teil der Entfernung der Erde vom Sirius betrug. Diese Veränderungen der Nebelmassen werden am besten durch die Ansicht von Kapteyn und Wolf erklärt, die sie für nur scheinbar, für Lichtreflexe halten. Der neue Stern erleuchtete bei seinem eignen Aufleuchten die kosmischen Staubmassen, die sich in reicher Ansammlung in seiner Nähe befanden. Daß der Nebel bald hier an diesem, bald an einem ganz entfernten Orte aufleuchtete, ist nur aus dem Widerschein des Sternlichtes zu erklären. Allerdings mag die Licht- und Wärmewirkung des in glühenden Zustand geratenen Sternes eine so große sein, daß in den Staubmassen hier und da chemische oder elektrische Veränderungen vor sich gingen, die ein langes Nachleuchten der einmal erhellten Partien verursachten. Diese gewaltigen Nebelmassen haben wieder die Vorstellung befestigt, daß der Weltraum zwischen den Himmelskörpern nicht leer, sondern allenthalben mit mehr oder minder feinem Stoff erfüllt ist. Wie das Licht sich eine Brücke baut zwischen Stern und Stern, wie die Schwerkraft alle Welten mit einander verbindet, so breiten sich auch nach vielen Seiten feine stoffliche Ketten aus, die die Körper der Sterne mit einander vereinen.

Kleines feuilleton.

k. Die Perlfischer auf der Donnerstag-Insel. Um die Perlfischerei auf der Donnerstag-Insel ist zwischen den Weissen und den Arabern, die verdrängt werden sollen, ein Streit entbrannt ist, zu dessen Schlichtung die Regierung von Australien eine Kommission ernannt hat. Es handelt sich dabei um eine der pittoresksten Inseln Australiens, die es in der Welt giebt. Die Donnerstag-Insel hat ein tolles Gemisch von schwarzen, weissen, gelben, scheidigen, gesackten und braunen Nationalitäten. Die Insel ist eine kleine Kolonie von der Größe einer englischen Quadratmeile, die inmitten einer Welt von Korallenriffen liegt. Wenn man die Küste betritt, sieht man die gemischteste Rassenansammlung der Welt. Der erste Laden gehört einem Chinesen, dann folgt ein japanischer Barbier, Kanaken und Malaien sitzen im Schatten der Veranda, ein Philippino schleicht einher, eine ganze Japanesenfamilie vom Großvater bis zum geschorenen Kind besetzt auf der Straße Fischereigeräte aus, ein kupferfarbener Eingalese, ein ebenholzfarbener Negor vom Festland, ein rießiger Maori und ein zartgefärbter Restige aus Manila wandern in der schrecklichen Sonne umher. Bierzig verschiedene Rassen sind in der 2000 Mann starken Bevölkerung vertreten. Die Perlfischerei hat ein großes Gebiet leichten Wassers zur Verfügung. Der Wert der jährlichen Ausfuhr von Perlmutter wird auf 5 000 000 M. und der jährliche Wert der ausgeführten Perlen auf 400 000 bis 1 000 000 M. geschätzt. Im ganzen beschäftigt die Industrie 500 verschiedene Schiffe. Die Perlmuschel wird von Tauchern gesammelt, die in dem leichten Wasser nur über Bord der kleinen Boote springen und eine Minute später mit den Muscheln erscheinen. In tieferem Wasser ist ein Taucheranzug nötig. Mit dessen Hilfe arbeiten Taucher bis zu 30 Faden Tiefe; gelegentlich überwiegt die Habgier eines Tauchers seine Vorsicht, er wagt sich tiefer, aber der große Druck lähmt ihn. Tod oder Krankheit aus diesem Grunde ist nichts Ungewöhnliches auf der Donnerstag-Insel. Der massive Helm eines japanischen Tauchers wurde z. B. durch den bloßen Wasserdruck zusammengepresst, und der arme Kerl tot heraufgezogen. Wenn die Boote voller Muscheln sind, fahren sie zu einem Schoner, ihrem Hauptquartier, zurück. Hier werden die Muscheln geöffnet und die Schalen gereinigt. In diesem Augenblick werden die Perlen entdeckt, falls welche darin sind. Dann werden die Muscheln auf Schiffen zur Insel gebracht. Die Taucher leben auf dem Schoner und fahren gewöhnlich nur einmal jährlich auf die Insel zurück, wenn der Schoner ausgerüstet und die Mannschaft für das folgende Jahr angemustert wird. Auf der Insel werden die Muscheln sortiert und nach England ausgeführt, wo sie zu Knöpfen und andren Dingen verarbeitet werden. Bis vor einigen Jahren lag der Handel ganz in der Hand von Europäern, während

schwarze und braune Rassen beim Tauchen beschäftigt waren. Dann übernahmen die gewandten Japaner das Geschäft, kamen in den Besitz der meisten Logger und sicherten sich ein Monopol für die Schiffsbauten auf der Insel. Dagegen legten die Weissen Verwahrung ein, und die Regierung erließ ein Gesetz, durch das Asiaten von jedem Anteil an dem Besitz eines Schiffes ausgeschlossen wurden. So sieht es jetzt; da aber England und Japan nun Verbündete sind, bleibt abzuwarten, ob letzteres das dulden wird. Die Donnerstag-Insel ist in mancher Hinsicht ein idyllisches Land. Nur eine Zeitung erscheint dort einmal wöchentlich; ein einziger Mann leitet, redigiert und druckt sie. Auf der Insel giebt es viele Hotels und jedes dritte Gebäude enthält ein Billardzimmer. Alle Türen und Fenster sind in diesem Lande ständiger Hitze immer geöffnet, und beim Vorübergehen sieht der Besucher weißgekleidete Philippinos und Malaien Billard spielen. Billard und Thermometer sind die einzigen Dinge, die man auf der Insel ernst nimmt. Alle paar Jahre verursacht ein Orkan Schiffbrüche, und ein Teufel wie der im Jahre 1899 könnte einmal die ganze Insel vertilgen.

Litterarisches.

e. k. Vor mir liegen zwei belletristische Erzeugnisse aus der Schnellproduktions-Anstalt von E. Bierzen: Inhaber H. Lindé, „A. I. Hofbuchhändler“ (Dresden und Leipzig). Mir grüßelt. Denn in den Stunden, wo ich die Bücher durchlesen soll, werden sicher noch ein paar Duzend neuer, selbstredend „unsterblicher“ Werke Bierzens Verlangsoffizin verlassen und in die Medallionen flattern. Also frisch an die Arbeit, bevor mir die lässlich herantürmende Bücherflut über dem Kopfe zusammenschlägt! G. W. Bierzen heißt der mir total unbekannt „Autor“ und „Beite Herzen“ nennt er seinen dialleibigen „Roman“. Ah, ich verstehe: Vielleicht ein Weib, das an Herzerweiterung leidet? In Punkt „Liebe“ natürlich. Nichtig erraten! Lottchen Viel ist also wieder einmal eine Circu, ein Pamphr, der das Herzblut, und — selbstsüchtig, wie nun nach Ansicht unerfahrener Kindstöpsel die Weiber sein sollen — auch die Geldbeutel der armen Männer ansaugt und plündert. Lottchen verfährt dabei ganz systematisch. Ein Neuenant ist's zuerst; dann ein Graf, den sie heiratet. Dazwischen bleiben noch einige andre auf der Strecke. Was thut's schließlich, das Lottes Kind — ein Bankrott — auf der 366. Seite von einer schwarzen Nahe leibhaftig angegriffen wird und stirbt und das auf Seite 372 das „fürchterliche Weib“ selber, von der rächenden Remeß ereilt, zu Tode stürzt! Schmachtlappen, Dummköpfe und Quadratesel sind doch all diese Männlein, einer wie der andre. Bierzen dreht dazu den Leiertasten einer für alle Drahtfiguren gleichen und obendrein mit der deutschen Grammatik auf sehr gespanntem Fuße lebenden, plattfüßigen Sprechweise holperdischer — und so endigt die große Schlacht, die aber eher ein grausliches Sälachten ist. Mir schandert die Haut. Zugleich bin ich fürchtbar erfreut, daß es doch noch wahrhaft bedeutende Romanschriftsteller giebt.

Nun zu Nummer Zwei: Tolle Romellen von Paul Enderling. Ein schmachtdünnes Bändchen von nur 88 weitläufig gedruckten Seiten. Das stimmt den bösesten Kritiker verführerisch. Obendrein lacht ihn auf dem Umschlag ein weiblicher Akt mit einem Zweifelsprache haltenden Raben entgegen. Dazu können zeichnerische Kopfleisten über den einzelnen Gesichtlein. „Bie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!“ Aber o wehl! Aklafas jener Berliner Kellnerin-Romanthypen aus der ersten Zeit des blutigsten Naturalismus und Nietzscheanismus, die längst vorüber. An „saftigen“ Vorbildern hat er sich genährt und an Nietzsche's verführerischer Philosophie vom „Recht des Stärkeren“, vom „Willen zur Macht“, von der „Herrenmoral“ und dem „Herdentrieb“ berauscht. Nun stammelt er seine „Bekennnisse“ und ungelebten „Erfahrungen“ vom Weibe. Nietzsche's mißverständenes Wort „Bergiß die Feindschaft nicht“ schwebt ihm als Devise vor. Das Weib will und muß „brutalisiert“ werden, punktum! —

Musik.

Unser altes Opernhaus hat eine That vollbracht! Man wird vielleicht vermuten, es handle sich um eine endliche Einrichtung vollständiger Aufführungen, oder um eine Uebertreffung Bayreuths, oder um einen vollständigen Gluck-Cyklus, oder um einen neuen Stil des Ausdrucks, oder um eine Premiere von Pfishners „Rose vom Liebesgarten“. Nein; sondern sage und schreibe: Gounods „Roméo und Julia“ ist neu einstudiert worden und trat vorgestern (Dienstag) vor ein gedrängtes und entgegenkommendes Publikum. Dem „Theater des Westens“ oder auch der Worth-Oper fällt es nicht ein, wegen derlei einen Sums zu machen. Eine Bescheidenheit muß man jedoch dem Opernhaus diesmal jedenfalls nachrühmen: es begnügte sich mit seinen gewöhnlichen Preisen und würdigte den Gounod nicht der Preiserhöhung, mit der es dem Genius Richard Wagners huldigt. Die Pointe jener Neueinstudierung war das Vorführen des neuen Mitgliedess Geraldine Ferrar in einer deutschgesungenen Hauptrolle. Die Dame ist als Amerikanerin gekommen und wurde — ohne Zoltarif — zur Deutschsängerin gemacht. Gounods Oper ist eine im ganzen ausgeprochene Irische Theatermusik, die über ihre vielen leier- und taktmäßigen Bestandteile hinaus (taktilosigkeiten würden uns hier manchmal lieber sein) zu einem nicht üblen dramatischen Ende kommt. Sänger, die mehr singen als darstellen, sind bei einem solchen Opus am ehesten in ihrem Element. Fräulein Ferrar sang ihre Partie gut herunter; Unsicherheiten im Anfang und noch einiges Harte in der deutschen Vokalisation nimmt man ohne kritische Aufsehung mit. Daß die

Sängerin zu ihrer Rolle vielleicht auch ein inneres Verhältnis hatte, ist möglich; bemerkt haben wir nichts davon, am wenigsten in ihrem recht strengen Spiel. Herr Philipp, der sonst nicht gerade unser Entzücken ist, lebte sich in die Rolle des Romeo allmählich gut hinein und erhob sich mit jenem dramatischeren Ende auch zu einiger dramatischer Größe. Die Bassisten Knüpfer (Capulet) und Mödlinger (Lorenzo) ließen wieder einmal den Gegensatz zwischen einer freien und einer gehemmten Tonbildung beobachten. Herrn Körns Fortschritte haben wir bereits anerkannt; er zeigte aber wieder (in der Rolle des Tybalt), daß seine Stimme von Haus aus etwas Unfeines hat. Herrn Hoffmann (Mercutio) brauchten wir nicht erst herauszutreiben. Fräulein Dietrich (Nurse Stefano) soll in ihrer Hauptrolle, die uns entging, hervorragend gewesen sein.

Eine Oper ist das, worin es nicht nur heilig, sondern auch heiliglich zugeht. Das unvermeidliche Ballett im so und so vielen Akt war neu heraufgeschafft; natürlich nicht etwa in einem neuen Geist, sondern in der alten Geistlosigkeit der Tanz- und Blumen-Ornamentik, und mit den Virtuositäten von Fräulein dell' Era.

Einen mittleren Teil der Aufführungszeit benutzten wir, um noch etwas von einem Konzert in der Singakademie zu erzählen. Das Wenige, das wir da von einem Wiederabend von Julius Mühr noch hören konnten, machte uns mit einem sympathischen jungen Tenorbariton bekannt; seine bescheidene, etwas spröde Stimme steht in einem Ausbildungsstadium, das eine bereits annehmbare Schulung zeigt und bei der anspruchlosen Verwendung des bisher Erreichten günstige Aussichten weiterer Studien erwarten läßt. —

Geschichtliches.

xv. Der Mann mit den drei Unterschriften. Der erste deutsche Landesvater, der im 19. Jahrhundert durch ein tolles Willkürregiment eine revolutionäre Erhebung seiner Unterthanen hervorrief, war der Herzog Karl von Braunschweig. am 6. September 1830 jagten ihn die empörten Braunschweiger einmütig zum Lande hinaus. Er hatte es so wüßig getrieben, daß die privilegierten Stände bei seiner Vertreibung hervorragend mitwirkten, und daß nicht einmal der Bundestag den Mut fand, für ihn einzutreten. Wie er mit dem Volk umsprang, das würde diese Herrschaften recht kalt gelassen haben; aber er ließ seine Duodez-Despotenlaunen mit ganz besondrer Vorliebe an dem Adel aus, mit dem er unmittelbar zu thun hatte. So forderte er seinen Erzieher, den Grafen Münster, auf Pistolen und Schöf zur Uebung täglich stundenlang nach dem Wilde seines Feindes. Als Münster die Forderung unter Berufung auf das fürstliche Geblüt seines Jünglings ablehnte, mußte der Ober-Hofjägermeister von Braum, der den Grafen Münster überhaupt gar nicht kannte, eine Herausforderung an den Verhassten ergehen lassen. Der Herzog verfuhr dabei nach dem Rezept seines „schwarzen Buchs“, das beim Brande des braunschweiger Schlosses 1830 gefunden und von einem Bevollmächtigten der Stände nach Berlin gebracht wurde. Darin hatte er sich einige „Strafmarkern“ aufgezeichnet, durch die man gefährliche Menschen quälen könne; außer der Pistolenforderung durch einen dritten figurierten da: Verbot des Theaterbesuchs, Wartenlassen, Polizei-Aufsicht, Wechselarrest, Prozesse usw. Bei „Prozessen“ genierte er sich nicht vor persönlichen Eingriffen in den Gang der Rechtspflege. Das herzogliche Landesgericht hatte z. B. zu Gunsten des Freiherrn von Sierstorff, den Karl des Landes verwiesen hatte, ein rechtskräftiges Urteil erlassen; der Herzog ließ es durch eine seiner Kreaturen in voller Sitzung des Gerichtshofes zerreißen. Den abgesetzten Kammerherrn von Gramm verfolgte er mit einem systematischen Boykott, indem sämtlichen Beamten der Umgang mit ihm untersagt und den Kerzten des Landes sogar verboten wurde, bei der Entbindung von Gramms Gattin Hilfe zu leisten. Danach kann man sich nicht weiter wundern, daß er über drei verschiedene Formen der Unterschrift verfügte: von der einen heißt es in dem „schwarzen Buch“ — „gilt“, die zweite „gilt nicht“, die dritte „gilt gerade das Gegenteil“. —

Medizinisches.

en. Eine sonderbare Krankheit ist jüngst durch Arthur Hall aufgeklärt und im „Britischen Journal für Dermatologie“ beschrieben worden: In letzter Zeit hat eine Reihe von Ärzten das Vorkommen einer merkwürdigen blauen Färbung der Haut zwischen den Zehen, namentlich bei jungen Mädchen, beobachtet. Auch die Spezialisten der Hautlehre wußten über die Entstehung dieser Erscheinung keine Neugierde zu geben. Man riet auf eine krankhafte Veränderung der Hautabsonderung, auf eine Zersetzung des Schweißes durch Bakterien und auf noch andre Vorgänge. Dr. Hall ist nun durch Beobachtung an drei Fällen hinter die Ursache gekommen. Sein erster Patient war ein 16jähriges Mädchen, das ins Krankenhaus mit der Angabe kam, daß ihre Zehen anfangen blau zu werden. In der That wurde eine Mißfärbung der Haut festgestellt, die durch Waschen und Reiben nicht zu beseitigen war. Der zweite Fall bezog sich auf eine verheiratete Frau von 50 Jahren, die das Uebel jedenfalls schon lange an sich hatte. Bei ihr war auch an einer andern Stelle des Fußes die nämliche Blaufärbung zu bemerken. Eine bakteriologische Untersuchung der Haut ergab, daß Veränderungen durch Bakterien nicht vorliegen konnten. Die Frau verblieb einige Zeit im Krankenhaus, worauf die Mißfärbung der Haut allmählich ver-

schwand. Wenige Wochen darauf bemerkte Dr. Hall die gleiche Blaufärbung bei einer Frau unter den Achseln. Er hatte schon bei dem zweiten Fall festgestellt, daß die fragliche Person stets schwarze Strümpfe getragen hatte. Da es sich nun im letztgenannten Fall um die Trägerin einer dunklen Bluse handelte, so lag der Schluß nahe, daß die Färbung der Haut auf den Einfluß solcher Kleidungsstücke zurückzuführen wäre. Zum viertennal fand er dieselbe Erscheinung an den Füßen einer 30jährigen Frau, die mit Rheumatismus in der Beinen zum Krankenhaus kam. Bei ihr war die Blaufärbung an den Füßen weit stärker und mehr verbreitet als in den andern Fällen. Nun aber würden die Strümpfe einer genaueren Untersuchung unterzogen, indem ihr Stoff in einer schwachsauren, in einer alkalischen Lösung und in destilliertem Wasser aufgeteicht wurde. Die erste Lösung zeigte sich binnen einer halben Stunde stark blau gefärbt, während die andern Flüssigkeiten farblos blieben. Daraus ging hervor, daß die Blaufärbung an den Füßen eine Folge der Zersetzung der schwarzen Farbe in den Strümpfen durch saure Ausscheidungen der Haut bedingt sein mußte. Ein Professor der Chemie untersuchte die Strümpfe eingehend und ermittelte die Zusammensetzung der darin enthaltenen Farbe. Die Aufklärung dieser Erscheinung, die ja an sich unschädlich genannt werden kann, ist doch insofern von Bedeutung, als man bisher der Ansicht war, daß die Blaufärbung künstlich hervorgerufen werde, um eine Krankheit vorzuspiegeln und eine Aufnahme ins Krankenhaus zu erreichen. —

Technisches.

— Zerschneiden von Eisenblech mit dem Lichtbogen. Der elektrische Lichtbogen erweist sich immer nützlicher zur Bearbeitung von Metallen in den Fällen sehr hoher, aber nach Bedarf auf kleine Flächen beschränkter Hitzegrade. „Western Electr.“ teilt mit, daß man in Chicago mit gutem Erfolge den Versuch gemacht hat, vier große Behälter aus Eisenblech von 9 Millimeter Dicke mittels elektrischen Lichtbogens in handliche, leicht fortzubringende Stücke zu zerlegen. Die Eisenbehälter befanden sich im 15. Stockwerk eines Gebäudes und konnten ohne Verkehrsunterbrechung nicht auf gewöhnliche Art entfernt werden. Man entnahm den Strom dem Lichtnetz und verminderte die Spannung auf 30 Volt; die Stromstärke betrug nie mehr als 70 bis 80 Ampère. Der eine Pol wurde mit dem Behälter verbunden, der andre mit einem daumendicken und 30 Centimeter langen Kohlenstift, der durch einen passenden Griff gehalten wurde und für einen Weg von 70 Meter ausreichte. Die Augen des Mannes, der die Arbeit ausführte, waren durch eine dunkle Brille geschützt, die seitlich mit schwarzem Stoff besetzt war. Durch einen Lichtbogen von 6 bis 8 Millimeter Länge wurde das Eisen zur Weißglut und zum Schmelzen gebracht, wobei die Tropfen dabei bis 40 Centimeter weit nach allen Seiten sprangen. Vier und eine halbe Sekunde genügte, um die Gefäßwand zu durchbrechen, und durch Verschieben der Kohle wurde das Durchschneiden mit einer Geschwindigkeit von 70 Centimeter in der Minute vollführt. — („Technische Rundschau.“)

Humoristisches.

— Zu viel verlangt. „Aber Willy, der schöne, große Phonograph, den ich Dir erst geschenkt habe, geht ja schon nicht mehr?“
„Ja, Großpapa, ich wollte Tante Jannys Kaffeekränzchen aufnehmen, und das hat er eben nicht ausgehalten.“
— Wie ist's gemeint? Gast: „Kellner, in der Suppe schwimmt eine tote Fliege.“
Kellner: „O, das thut mir leid.“
— Verechthigt. Verleger: „Inserate finden in unsrer Zeitschrift die weiteste Verbreitung!“
Inserent: „Wie können Sie so etwas sagen? Sie haben doch nur 500 Abonnenten!“
Verleger: „Ja, davon wohnt aber einer in Bladiwosoff und ein anderer in Sidney!“ — („Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Der Kritiker und Romanchriftsteller Lucien Mühlfeld ist, 32 Jahre alt, in Paris gestorben. —
— Ein neuer „Blumenthal u. Kadelburg“ geht am 25. Dezember erstmalig im Lessing-Theater in Scene. —
— „Der Gemeinderat“, ein neues Volksstück von Heinrich Schrottenbach, ist vom Wiener Raimund-Theater zur Aufführung angenommen worden. —
— „Moderne Seelen“, eine satirische Fosse von H. Clausen, erlebt am Dienstag am Weimarer Hoftheater die Erstaufführung. —
— Die nächste Novität des Opernhauses wird die komische Oper „Anno 1757“ von Bernhard Scholz, Text von H. Scholz, sein. —
— „Die Heirat wider Willen“ nennt sich eine neue komische Oper von Engelbert Humperdinck. Das Libretto ist nach einem französischen Lustspiel gearbeitet. —
— „Die Kunst des Jahres. Deutsche Kunstausstellungen 1902“ betitelt sich ein bei F. Brudmann A.-G. in München erschienenes Werk, das in 363 Abbildungen Gemälde und Skulpturen reproduziert, die auf heurigen Ausstellungen zu sehen waren. Der Preis beträgt 4,50 M. —